

# TÄTIGE NÄCHSTENLIEBE

Die Prinzipien der Barmherzigen Schwestern, wonach Mitmenschlichkeit und nicht etwa die Höhe der Mieteinnahmen zählt, nutzte das Architekturbüro STUDiO LOiS, um trotz limitierter Mittel Qualität auf eine sehr spezielle Weise zu definieren. Ein Gespräch mit Barbara Poberschnigg und Elias Walch über unkonventionelle Beschaffungsvorgänge, neue Nachbarschaften und die erfreuliche Dynamik, die der Umbau eines ungenutzten Internats in einem beschaulichen Innsbrucker Wohnviertel auslöste.



Photo: David Schreyer

Der pensionierte Tischlermeister Bruno Holzhammer (76) stellt seine Zeit und seine Fähigkeiten zur Verfügung.

Sabine Dreher (SD) im Gespräch mit Barbara Poberschnigg (BP) und Elias Walch (EW)

Während die Ursachen von Tourismus und Flucht im Vergleich unterschiedlicher nicht sein könnten, lassen sich zwischen der frei gewählten und der unfreiwilligen Mobilität auch Gemeinsamkeiten feststellen. Als Fremdenverkehrsregion par excellence verfügt das Bundesland Tirol über enorme Expertise und hervorragende Infrastruktur im Tourismus, die auch bei der Aufnahme und Betreuung von Geflüchteten eingesetzt werden können.

Mit mehr als 44 Millionen Nächtigungen pro Jahr entfallen fast vierzig Prozent des Gästeaufkommens in Österreich auf das drittgrößte Bundesland. Allein die Gemeinde Sölden mit gut 4.000 EinwohnerInnen bewältigt dank ihrer gigantischen Kapazitäten jährlich mehr als drei Millionen Nächtigungen. Dass abgesehen von den TouristInnen die Anzahl der ausländischen BewohnerInnen jene der Ortsansässigen übertrifft, ist in Tiroler Gemeinden keine Seltenheit. Während die Tiroler Tourismuswirtschaft weiterhin Rekorde meldet, erfüllt das Bundesland die vereinbarte und ohnedies geringe Flüchtlingsquote derzeit jedoch nur zu 85 Prozent.

Laut Auskunft der im Herbst 2015 gegründeten Tiroler Soziale Dienste GmbH sind im März 2016 von den rund 6.600 registrierten Geflüchteten

Photo: David Schreyer



Standardzimmer für vier Personen im neuen Gebäudeteil

## Es wurde weniger ausgeschrieben, dafür mehr kom- muniziert.

etwa ein Viertel in Innsbruck untergebracht. Durchschnittlich leben 35 Personen in einer Unterkunft, wobei es sich teilweise um ehemals touristisch genutzte und immer noch gewerblich geführte Gasthäuser handelt. Daneben existieren auch Notunterkünfte für bis zu dreihundert Personen. Zuletzt sorgte eine im Februar 2016 errichtete Tragluft-halle in Hall für negative Schlagzeilen: In diesem temporären Gebäude herrscht – neben vielen anderen Mängeln – ein derart trockenes Luft-klima, dass die Schleimhäute der BewohnerInnen und BetreuerInnen angegriffen werden und dadurch ein erhöhtes Infektionsrisiko besteht.

Ein positives Beispiel gelebter Gastfreundschaft haben hingegen die Barmherzigen Schwestern mit dem Flüchtlingsheim „HERberge“ im Inns-brucker Stadtteil Saggen gesetzt. Es wurde in Zusammenarbeit mit STUDiO LOiS geplant und mit der Unterstützung vieler Freiwilliger umgesetzt.

SD: Eine Zusammenarbeit mit einem katholischen Frauenorden klingt im Jahr 2016 nahezu exotisch. Wie kann man sich das vorstellen?

BP: Die Barmherzigen Schwestern leben seit ca. 150 Jahren nach dem vinzentischen Grundprinzip. Der Fokus des Frauenordens liegt auf der Bildungsarbeit für Mädchen und auf der Krankenpflege. Daher gibt es auf seinem Areal in Innsbruck ein ehemaliges Sanatorium, das mittlerweile eine Art Privatklinik ist, sowie Schulen, die mittlerweile natürlich sowohl von Mädchen als auch von Buben besucht werden – beginnend bei der Kinder-kruppe über eine Volksschule bis hin zum Oberstufenrealgymnasium und zur Kindergartenpädagogik. Der Orden hat viele Provinzen in ganz Tirol, auch in Südtirol und im Trentino, und ist seit dreißig Jahren auch in Tan-sania tätig, wo inzwischen die Mehrheit der Ordensschwestern wirkt.

SD: Euer gemeinsames Projekt wurde bereits 2014 initi-iert, lange bevor die Politik das Ausmaß der Flüchtlingsströme realisiert hat. Welche Konstellation hat dazu geführt?

BP: Auf dem Ordensareal gab es ein leer stehendes ehemaliges Internatsgebäude, das nicht mehr benötigt wurde. Zunächst über-legte man, es als Ausweichquartier für das Integrationshaus der Caritas zu adaptieren, das gerade umgebaut wird. Das hat sich allerdings als zu kostenintensiv herausgestellt. Darauf folgte die Idee, es als Flücht-lingsheim zu nutzen. Ich bin in das Vorhaben im August/September 2014 involviert worden, noch bevor diese Krise bei uns spürbar wurde. Durch ihre Erfahrung im Bereich der Flüchtlingshilfe in Tansania haben die Schwestern eine andere Wahrnehmung des Themas.

SD: Wodurch unterscheidet sich deren Empfinden?

BP: Die Barmherzigen Schwestern sind mit dem Thema ver-traut, weil sie in Afrika u. a. einen starken Zulauf haben, da viele Frauen in das Ordenswesen flüchten. Sie flüchten vor Gewalt und weil es oft ihre einzige Möglichkeit ist, Bildung zu erwerben.

SD: Welchen Bedarf sollte die geplante Adaptierung abdecken?

BP: Es gab bereits eine Konzeptstudie des Landes Tirol, die wir über-prüfen sollten. Die Studie sah nur eine reine Unterbringung ohne jegliche Aufenthaltsqualität oder Freizeitmöglichkeiten vor. Dabei wurde die bestehende Zimmerstruktur des alten Internats einfach mit entspre-chend vielen Menschen aufgefüllt und ein Nottreppenhaus dazugestellt.

SD: Wieso wurde ein solches Konzept in Erwägung gezogen?

BP: Nach dem Schlüssel der Bundesregierung wurden die Bestands-zimmer mit einer Fläche von 17 Quadratmetern mit je drei Personen belegt: acht Quadratmeter für die erste Person plus vier für jede weitere. Das

Photo: David Schreyer 2015



Kommunikationsnische auf dem Gang einer Wohngemeinschaft

Flüchtlingswesen des Landes Tirol stand als Betreiber fest, die Barmherzigen Schwestern sind die Vermieterinnen. Fest stand auch die Höhe der Miete. Daraus leitete sich der Kostenfaktor für die Investitionen ab, die sich über die Miete langfristig refinanzieren sollten, wobei die Ordensschwestern nicht das Ziel verfolgten, Gewinn aus dem Projekt zu schlagen. Unter diesen Bedingungen sagten wir, dass wir mehr daraus machen können.

SD: Was habt ihr im Vergleich zu dieser Konzeptstudie anders gemacht?

EW: Pro Stockwerk wären sich zwölf Zimmer ausgegangen, und man hätte ein notwendiges zweites Treppenhaus billig dazugestellt. Unser Plan war hingegen, mit dem Treppenhaus einen zusätzlichen Anbau über fünf Stockwerke zu realisieren und diesen als Erweiterung für Familienzimmer zu verwenden. Unsere Absicht war, das Gebäude nicht nur als Kaserne zu nutzen, sondern auch größere Aufenthaltsräume und Begegnungsmöglichkeiten zu bieten. In unserem Konzept gibt es in jedem Stockwerk eine Art Wohnzimmer ebenso wie Kinderzimmer, Nähzimmer, Lernzimmer oder Trainingsräume, die einfach nach Bedarf adaptiert werden. Konkret haben wir pro Stockwerk auf mindestens drei Zimmer, sprich neun Personen, verzichtet, um das Wohnen so qualitativvoll wie möglich zu gestalten. Wir haben es ein bisschen wie ein StudentInnenheim gesehen.

SD: Die Eigentümerinnen waren für diese Argumentation empfänglich, obwohl dadurch viel weniger Leute untergebracht werden?

BP: Die Schwestern haben sich ganz klar für dieses Konzept ausgesprochen und die Höchstbelegungszahl von 131 Personen im Mietvertrag fixiert.

SD: Ihr habt 2014 begonnen und wurdet von der Realität der Flüchtlingsthematik überholt. Im November 2015 konnten die KlientInnen bereits einziehen. Wie wurde dieses Modell vor dem Hintergrund anderer Unterbringungsvarianten, die auch in Tirol quasi industriell in Form von Containersiedlungen und Lufttragehallen hergestellt werden, wahrgenommen?

BP: Die Barmherzigen Schwestern vertrauen uns. An erster Stelle steht für sie die Menschlichkeit und nicht die Höhe der Mieteinnahmen. Sie haben den Bau finanziert und das Haus schlüsselfertig an das Land Tirol übergeben. Für die Einrichtung hatte an sich der Mieter zu sorgen. Allerdings wurde zu diesem Zeitpunkt die Tiroler Soziale Dienste GmbH gerade erst gegründet.

EW: Grundsätzlich ging es darum, günstig zu bauen und trotzdem unseren Anspruch an das Bauen einzulösen. Wir suchten die Unterstützung von Firmen, um uns einiges leisten zu können, was im Budget nicht unterzubringen gewesen wäre.

SD: Wo habt ihr gespart, wo nicht? Könnt ihr ein paar Beispiele nennen, wie ihr die Prioritäten gesetzt habt?

BP: Wir kannten die Kennzahlen im Budget und wollten möglichst viel herausholen. Daher erkundigten wir uns zuerst, was günstig verfügbar war. Wir sagten also nicht, dass der Boden ein bestimmtes Farbmuster haben muss, sondern fragten bei der Bodenindustrie nach, welche Böden preiswert zu kaufen waren, z. B. Restposten oder Auslaufmodelle. Wir machten Abstriche in der Technologie. Wir wussten, dass wir kein Passivhaus bauen, konnten aber vom enormen Boom in Tirol in diese Richtung profitieren, indem wir Dämmprodukte und Fenster einsetzten, die dem AA-Energieanspruch für Passivhäuser zwar nicht vollständig entsprechen, für unser Gebäude aber eine enorme Verbesserung darstellen.

SD: Obwohl ihr vom Bundesvergabegesetz und damit von der Ausschreibungsbürokratie befreit wart, hattet ihr durch diese Vorgehensweise einen erheblichen Aufwand. War das im Endeffekt mehr oder weniger Aufwand für euch?

Photo: David Schreyer



Informationstafel beim Eingang

Insgesamt fehlt der Mut, etwas zuzulassen.



Obaida und sein Freund, beide Asylsuchende aus Syrien, helfen beim Möbeltragen während des freiwilligen Wochenendes.

Für mich war es erstaunlich, zu sehen, was man als ArchitektIn mit Kommunikation und Engagement bewirken kann.

BP: Es wurde weniger ausgeschrieben, dafür mehr kommuniziert. Für uns war es mehr Aufwand, aber zugleich war es für das Projekt ein Vorteil. Viele Details haben wir x-mal gezeichnet, und wir haben uns immer wieder auf die Suche nach günstigeren Produkten gemacht. Z. B. sind die Geländer mit Maschendrahtzaun gefüllt, weil durch die beiden Stiegenhäuser und die Balkone etliche Laufmeter zusammengekommen sind. Das ist in jedem Fall aufwendiger. Man zeichnet das zwei- bis dreimal, bekommt aber nur einmal Honorar.

SD: Bei der Innenausstattung habt ihr selbst mit Hand angelegt?

BP: Ja, das war eine Art spontane Protestaktion. Nachdem unsere Kommunikation mit dem zukünftigen Mieter noch nicht optimal funktioniert hatte, beschlossen wir, ein Zimmer selbst zu finanzieren und zu bauen, um zu zeigen, wie gut das mit wenig Geld gehen kann. Zu dritt haben wir ein Dreibettzimmer mit je einem Stock- und einem Einzelbett, einem Schrankelement, Tisch, Stuhl, Vorhang usw. geplant, dafür alle Teile organisiert und zusammengebaut. Dabei sind wir auf einen Aufwand von 1.700 Euro gekommen. Als wir die Idee dem wirtschaftlichen Leiter der Barmherzigen Schwestern unterbreiteten, meinte er, dass er auch ein Zimmer zahlen werde.

SD: Als private Spende?

BP: Ja, das war das zweite Zimmer. Dann erzählten wir unserem Bekanntenkreis davon, und einige Freunde wollten sich auch beteiligen. So wurde der erste Stock durch Spenden aus unserem Freundeskreis eingerichtet. Später präsentierten wir diesen Zwischenstand auf einer Baubesprechung den Planungsbüros und den ausführenden Firmen. So ergab sich die Finanzierung des zweiten Stockwerks. Da wurde uns langsam bewusst, dass wir nicht noch einmal 18 Zimmer zu dritt zusammenbauen können. Aber der wirtschaftliche Leiter war von der Idee so begeistert, dass er gemeinsam mit uns begann, sie bei der Diözese, bei der Caritas, bei einigen Vertragspartnern der Barmherzigen Schwestern, bei Banken und Versicherungen publik zu machen. Auf diese Weise „verkauften“ wir ein Stockwerk pro Woche, insgesamt 43 Zimmer in fünf Wochen.

SD: Wer hat das administriert?

BP: Wir sammelten die Daten, und nachdem alle Zimmer finanziert waren, konnten wir mit weiteren Spenden auch die Gemeinschaftsräume ausstatten. Für diese Räume hatten wir aber bereits das Konzept, mit dem Möbelfundus des Ordens zu arbeiten. Dadurch, dass ich die Ordensgemeinschaft über viele Jahre hinweg begleiten durfte, war mir bekannt, dass sie die Möbel aus aufgelassenen Häusern in den Provinzen in einem Zentrallager aufbewahrten. Als wir es sahen, waren wir begeistert.

SD: Ich habe auch schon den wohlwollenden Vorwurf gehört, dass ihr ein zu schickes, fotogenes Wohnhaus für Flüchtlinge gemacht habt.

EW: Die Möbel stammen aus den letzten dreißig, vierzig Jahren und entsprechen dem aktuellen Trend. Wir können ruhigen Gewissens sagen, dass wir bereits vorhandene Möbel gereinigt und zusätzlich GebrauchtwarenhändlerInnen in Innsbruck abgeklappert haben. Wir haben allerdings nur genommen, was gut hineinpasst, und alles so gut wie möglich arrangiert.

SD: Ihr habt nach einer Art Schneeballprinzip die Finanzierung für ein Zimmer nach dem anderen organisiert und die Möbel für eine ganze Etage selbst zusammengebaut. Der Rest wurde dann aber schon von Firmen ausgeführt?

BP: Wir sind ja nur zu dritt und wären nach der ersten Etage überfordert gewesen. Den Zusammenbau für alle fünf Stockwerke haben wir

## Es gibt keinen Rundgang, bei dem wir nicht zum Tee eingeladen werden.

daher im Rahmen einer freiwilligen Wochenendaktion Ende Oktober organisiert. Zuvor hatten wir die Anlieferung sämtlicher Materialien für diesen Tag koordiniert. Dahinter steckte eine komplexe Logistik: So wurden z. B. sämtliche Platten für Schränke, Bänke und Tische von einem Tischler sehr günstig zur Verfügung gestellt. Elias hat die Schnittmuster gezeichnet, eine andere Tischlerei hat aus dem Material den Zuschnitt für die Möbel gemacht, und die Freiwilligen bei der Wochenendaktion haben diese ganz simpel nach dem Ikea-Schema zusammengebaut.

EW: Wir richteten eine E-Mail-Adresse ein und starteten über diverse Organisationen einen Aufruf. Drei Tage vor dem geplanten Termin hatten wir nur fünf Anmeldungen, aber dank der Unterstützung der katholischen und evangelischen Pfarren und des ORF waren dann an beiden Aufbautagen über zweihundert Leute im Einsatz, von Schulklassen über Flüchtlinge aus anderen Häusern bis zu PensionistInnen und vielen anderen, die sich engagierten und alles getan haben, was ihnen möglich war.

SD: Das klingt nach einem ungeheuren Koordinationsaufwand. War es Fluch oder Segen, dass so viele gekommen sind?

BP: Mein Lebensgefährte gab uns den Rat, alles nach einem strikten Einsatzplan zu organisieren. Und genauso haben wir es dann auch gemacht. So gab es für alle Bereiche eine „Chain of Command“, und das hat sehr gut funktioniert. Bis auf einige Schränke, die noch nicht zugeschnitten waren, wurde an diesem einen Wochenende alles aufgebaut.

EW: Zu den Schränken muss man wissen: Es ist sowohl ein Waschbecken als auch ein Stauraum eingebaut. Sie sind also allein aufgrund ihrer Größe nichts, was in einer Tischlerei nebenbei hergestellt werden kann. Dennoch konnten wir diese Elemente bei einem auf Serienproduktion ausgerichteten heimischen Tischler produzieren und mussten sie nicht bei einem Großhändler im Ausland kaufen. Wenn nämlich eine Firma den Auftrag für ein bestimmtes Kontingent bekommt, kann sie aufgrund der Menge den Stückpreis senken. Auf diese Weise sind auch heimische Betriebe konkurrenzfähig.

SD: Ihr habt quasi begleitend eine kleine Studie für regionale Wertschöpfung gemacht.

EW: Genau. Wir haben alle Optionen evaluiert. Wenn es keine Alternative gab, haben wir das Grundgerüst bei Ikea besorgt, beispielsweise Stockbetten, denn die waren im Sommer letzten Jahres in ganz Europa ausverkauft. Stühle haben wir von einem Händler zum Einkaufspreis bezogen.

SD: In euren Prozessen ist sehr viel kommuniziert worden. Wurden dabei auch schon künftige NutzerInnen miteinbezogen?

EW: Wir haben viel überlegt, wie wir Geflüchtete einsetzen könnten, z. B. beim Ausmalen. Aber da sie nicht für privatwirtschaftlich orientierte Unternehmen arbeiten dürfen, war das schwierig.

BP: Am Freiwilligenwochenende haben zehn syrische Jungen einen Tag lang Möbel getragen. Sie waren begeistert und hatten Freude, mit anderen Leuten zusammenzuarbeiten.

SD: Wie wird euer Projekt von den Verantwortlichen wahrgenommen? In der politischen Diskussion geht es ja auch um die Frage, inwiefern durch zivilgesellschaftliches Engagement die eigentlich Zuständigen aus der Verantwortung genommen werden.

BP: In Tirol wollte sich bis vor zwei Wochen, also bis zu den Gemeinderatswahlen, die Politik nicht konkret zum Flüchtlingswesen äußern. Mittlerweile sind wir mit der Landesrätin für Soziales in Kontakt. Sie

ist sehr angetan und sieht, dass hier etwas Einzigartiges entstanden ist. Insgesamt fehlt der Mut, etwas zuzulassen. Es gibt noch immer ein sehr striktes Korsett. Unsere „HERberge“ wird immer wieder als Luxusunterkunft bezeichnet. Mittlerweile bin ich so weit zu sagen: Ja, unsere Herberge ist eine „Luxusherberge“, weil sich sehr viele Leute eingebracht haben. Das ist aber auch schon der einzige Luxus.

SD: Seit Herbst ist das Haus bezogen. Wie wird es angenommen? Gehen eure Konzepte auf?



Die renovierte und die neue Fassade der HERberge in der Sennstraße

BP: In den Zimmern der BewohnerInnen stehen neue Möbel, in den Gemeinschaftsbereichen Gebrauchtmöbel. So hat man nicht das Gefühl, in ein komplett neues Haus zu kommen. Die Gemeinschaftsmöbel versprühen Atmosphäre, Lebendigkeit. Seit Anfang November leben hier 130 Personen aus neun verschiedenen Nationen, die sich vorher nicht kannten und einander zum Teil noch immer fremd sind. Trotzdem funktioniert das Zusammenleben fast konfliktfrei, bis auf die üblichen Alltagsprobleme wie eine ungeputzte Herdplatte. Ich bin oft im Haus. Aus dem Umfeld, das sich auch für den Ausbau engagiert hat, hat sich ein Freundeskreis gebildet, dem auch wir angehören.

SD: Was genau leistet dieser Freundeskreis?

BP: Er begleitet verschiedene Projekte. Das Haus wird von den Tiroler Sozialen Diensten betrieben. Es gibt zwei Personen, die täglich dort sind. Eine macht Administration und Buchhaltung, die zweite Person betreut die 130 BewohnerInnen. Da fehlt natürlich das Zeitpotenzial für Aktivitäten, die über die Hausleitung hinausgehen, und hier springt der Freundeskreis ein.

Ute Greiter, die das inzwischen fast als Halbtagsjob ausübt, ist jeden Nachmittag im Haus. Sie ist gut vernetzt und organisiert alles: von Handarbeitskursen bis hin zu Buddys für die BewohnerInnen. Inzwischen konnte sie für die Hälfte der BewohnerInnen BegleiterInnen organisieren, die bei Alltagsproblemen helfen und in der Schwangeren- oder Kleinkindbetreuung – jeweils abgestimmt auf Beruf und Nationalität. Durch sie ist auch die Kleiderkammer entstanden, ein kleiner Shop, der von den Schwestern selbst betrieben wird.

SD: Sind die BewohnerInnen auch in die Bildungsangebote am Campus eingebunden?

EW: Ja, die Kinder gehen zur Schule, und es finden immer mehr Veranstaltungen statt. Die Leitung der Kindergartenpädagogik hatte die gute Idee, dass die Schülerinnen, die hier in Ausbildung sind, ihren praktischen Unterricht teilweise am Nachmittag mit den Kindern in der „HERberge“ absolvieren. Anfangs gab es viele SkeptikerInnen, aber nach einem halben Jahr können wir zum Glück sagen, dass es keinen Anlass für Aufregung gibt – bis auf eine offizielle Beschwerde von einem Nachbarn, weil das Licht in den Gemeinschaftsbereichen die ganze Nacht brennt.

SD: Was hat euch bei der Aneignung des Hauses durch die BewohnerInnen am meisten überrascht?

BP: Wir dachten, dass Dreibettzimmer Luxus sind. In den Gesprächen stelle ich aber fest, dass die Sehnsucht nach Alleinsein und Ruhe bei den BewohnerInnen groß ist. Jeglicher Raum, um nur mit sich selbst zu sein, wird genutzt. Hätten wir die Möglichkeit für eine Erweiterung, würden wir mehr Raum für diesen Bedarf vorsehen – und seien es auch nur Minieinheiten. Jetzt im Frühling können sie Ruhe im Freien finden, aber im Winter waren sie meistens nur im Gebäude.

Ich beobachte auch, dass sich die Frauen gegenseitig sehr unterstützen.

Wenn sie im Gemeinschaftsraum unter sich sind, funktioniert das sehr gut, aber wenn ich z. B. in männlicher Begleitung komme, packen sie zusammen und gehen. Viele sind traumatisiert und haben Angst. Für diese Frauen möchten die Schwestern künftig einen abgeschlossenen Flügel bauen, der es ihnen ermöglicht, selbstbestimmt in das Gemeinschaftsleben mit Männern zurückzufinden. Bei den Sanitäranlagen haben wir vorausschauend darauf geachtet, dass jede die Dusche betreten, sich entkleiden, duschen und wieder anziehen kann, ohne dass irgendein Blickkontakt zustande kommt, indem wir hier geräumige Duschkojen integriert haben.

SD: Ihr konntet einiges, aber natürlich nicht alles antizipieren. Welche Prozesse haben euch am meisten Energie gekostet bzw. welche Erfahrungen waren für euch besonders wertvoll?

EW: Bestimmte Entscheidungen sind schnell abgenommen, wenn man auf den Preis schaut.

BP: Am längsten diskutiert haben wir über den Einsatz der Farben. Damit wollten wir viel Atmosphäre erzeugen, waren aber aufgrund der Sachleistung eines Farbenherstellers an eine limitierte Auswahl gebunden. Dadurch waren wir eine Zeitlang täglich mit der Abstimmung von Farbmustern befasst.

EW: Eine Erfahrung, die wir in der Praxis weiterführen möchten, ist, jeweils zu schauen, wie man etwas unkompliziert realisieren kann.

BP: Für mich war es erstaunlich, zu sehen, was man als ArchitektIn mit Kommunikation und Engagement bewirken kann. Wir haben Möglichkeiten aufgezeigt und damit eine Lawine ins Rollen gebracht, die noch immer zu spüren ist. Es ist toll, zu sehen, wie gesellschaftsbildend unsere Tätigkeit sein kann, wenn man alle Prozesse berücksichtigt, die u. a. durch den Freundeskreis ermöglicht werden.

SD: Wie wirkt sich die „HERberge“ auf die Nachbarschaft und die Umgebung aus?

BP: Das Beziehen des Hauses haben viele Schwestern wie einen Adventkalender empfunden. Vorher war es ein leer stehendes Haus, das immer dunkel war, und jetzt sind die Lichter angegangen, und sie freuen sich. Diese hundert zumeist alten Frauen haben jetzt in unmittelbarer Nähe 130 NachbarInnen. Ich habe den Eindruck, dass der Stadtteil nun aus dem Schlaf aufwacht. Davor war das ein behütetes, eher nobles Wohnviertel. Das Ordensareal, das durch die Schulen noch am ehesten Lebendigkeit versprüht, liegt abgeschlossen hinter einer Klostermauer. Durch die „HERberge“ bekommen wir inzwischen Anfragen von Kulturinitiativen: Die Innsbrucker Festwochen der Alten Musik stellen einen Theaterwagen auf. Rainer Prohaska, der das mobile Teehaus an verschiedenen Orten in der Stadt betreibt, will auch bei uns vorbeikommen. Der Abschluss der Tiroler Architekturtag wird ebenfalls hier stattfinden.

SD: Wie reagieren die Ordensleitung und die Stadt darauf?

BP: Sie kommen damit gut zurecht. Es gab eine Aufforderung der Ordensleitung für eine Erweiterung. Anstelle des Gartens, der jetzt hinter einer großen Mauer versteckt ist, planen wir ein Gebäude mit einem Untergeschoss und einem abgesenkten Atrium, sodass auch die Räumlichkeiten im Untergeschoss gut nutzbar sind und über ausreichend Privatsphäre verfügen. Gespräche bezüglich der Finanzierung sind im Gang. Es sollen weitere vierzig Personen in größeren Zimmern auf zwei Stockwerken untergebracht werden, aber wesentlich wichtiger ist uns ein großer Gemeinschaftsraum, ein Wohnzimmer zur Stadt, das direkt an den Straßenraum angrenzt und den Austausch mit der Öffentlichkeit

ermöglicht. Wir spüren das große Bedürfnis der Menschen, ihre Gastfreundschaft zu leben. Es gibt keinen Rundgang, bei dem wir nicht zum Tee eingeladen werden. Daher denken wir an die Einrichtung einer gastronomischen Einheit, die von den BewohnerInnen angeboten wird.

SD: Die „HERberge“ als Impuls für die Stadtentwicklung?

BP: Früher stand hier ein altes Gebäude. Jetzt ist die Fassade aufgebrochen, sie wirkt spielerisch und zeigt die Funktion des Wohnens. Das ist wichtig für die unmittelbare Nachbarschaft.

### Über die „HERberge“

Das aus den 1960er-Jahren stammende Mädcheninternat wurde generalsaniert und um einen zusätzlichen Baukörper inklusive Treppenhaus erweitert. Auf fünf Stockwerken sind jeweils Wohngemeinschaften für 25 bis 27 Menschen eingerichtet, die sich Küche und Sanitärräume teilen. Inklusive des Zubaus mit 4-Personen-Zimmern, die teilweise über eigene Balkone verfügen, bietet das Haus Wohnmöglichkeiten für 131 Menschen. Die Baukosten wurden von der Kongregation der Barmherzigen Schwestern der Provinz Innsbruck getragen und sollen über die Mieteinnahmen der Tiroler Soziale Dienste GmbH langfristig refinanziert werden. Die gesamte Innenausstattung wurde durch eine spezielle Form von Sponsoring realisiert. Seinen zeitgeistigen Look verdankt das Haus den Gebrauchtmöbeln, die die ArchitektInnen in den Möbellagern des Ordens gefunden und sorgfältig ausgewählt haben.

### Über die Barmherzigen Schwestern

Die historisch starke Affinität des 1694 in Frankreich gegründeten Ordens zu Krankenpflege und Bildung kommt auf dem Areal der Barmherzigen Schwestern in Innsbruck deutlich zum Ausdruck. Neben zahlreichen Bildungseinrichtungen befindet sich dort auch eine medizinische Klinik. Aus dieser räumlichen Nähe ergeben sich nicht nur Synergieeffekte bei der Integration von Kindern geflüchteter Familien in den Schulbetrieb, sondern auch die direkte Nachbarschaft der Schwestern mit jenen Menschen, denen sie in der „HERberge“ Schutz und Geborgenheit bieten möchten.

[www.barmherzige-schwestern.at](http://www.barmherzige-schwestern.at)

### Über STUDIO LOiS

Barbara Poberschnigg, Elias Walch und Christian Hammerl firmieren zwar erst seit 2015 unter dem Label STUDIO LOiS in Innsbruck, verfügen jedoch bereits seit 2012 über gemeinsame Arbeitserfahrung. Zu den realisierten Projekten des engagierten Teams zählen neben dem Bau des Kulturzentrums und der Sanierung des Alten Widum in Ischgl, die ihm die Nominierung für den Mies van der Rohe Award 2015 einbrachten, auch internationale Projekte wie die Seilbahnstation Fansipan auf dem höchsten Gipfel Vietnams, die sich derzeit in Bau befindet. Mit den Barmherzigen Schwestern verbindet Barbara Poberschnigg eine lange Geschichte. So war sie etwa in den Umbau des Mutterhauses in Innsbruck involviert, in dem der hohe Altersdurchschnitt der Klosterfrauen die Integration eines Pflegeheims in das Klostergebäude notwendig machte. STUDIO LOiS betreibt Architektur dezidiert nicht zum Selbstzweck, sondern ist bestrebt, auf soziale und kulturelle Veränderungen mit möglichst

einfachen Mitteln zu reagieren und, über die geforderte Funktionalität hinaus, auch atmosphärische und emotionale Mehrwerte zu bieten.

[studiolois.io](https://studiolois.io)